Zeitschrift: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Schulgesundheitspflege = Annales de la Société Suisse d'Hygiène Scolaire

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Schulgesundheitspflege

Band: 20/1919 (1919)

Artikel: Die Schweizerfrau als Erzieherin zur Tüchtigkeit und Arbeitsfreude

Autor: Bleuler-Waser, Hedwig

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-91291

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Schweizerfrau als Erzieherin zur Tüchtigkeit und Arbeitsfreude.

Von Dr. phil. HEDWIG BLEULER-WASER.

Es wird Klage darüber geführt, daß unsere jungen Leute sich zum Schaden der schweizerischen Volkswirtschaft immer mehr aus Handwerk, Gewerbe, Landwirtschaft, — ja das weibliche Geschlecht z. T. auch aus dem Hausdienst — zurückziehen, indem sie diese Gebiete den Landesfremden überliessen, sei es aus Scheu vor körperlicher Anstrengung, den «schmutzigen Händen und Kleidern», aus einer allgemeinen Überschätzung einseitiger Kopfarbeit gegenüber jener, die Hände und Kopf zugleich in Anspruch nimmt, oder auch, weil man den sichern Verdienst, die sauber abgesteckte Arbeitszeit des Privat- noch lieber des Staatsangestellten dem Risiko eigner Unternehmung vorzieht. Muß da nicht die Bürgerin unseres Landes sich die Frage vorlegen, ob das weibliche Geschlecht als Erzieherin der Jugend nicht an dieser Erscheinung mitschuld sei, und wie es ihr von seinem Standpunkte aus am besten entgegenarbeite?

Aus unserer Beobachtung der Jugend heraus müssen wir uns mit Verwunderung fragen, woher denn diese Anziehungskraft der Federfuchserei auf unsere Heranwachsenden stamme, während wir doch wahrhaftig unsere Buben und Mägdlein sich lieber anderswo betätigen sehen als in der Schreibstube. Am Drang, überall anzufassen mit beiden Händen, der Lust zum «Gwirbe», fehlt es doch unsern Kleinen nicht. Das Schaffensglück der Kinder ins Berufsleben hinein zu retten, das wäre ein höchstes Ziel der Volkserziehung.

Drei Ratschläge, erinnere ich mich, als Kind gehört zu haben. «Gebt ihm doch einen Hammer, eine Hand voll Nägel und ein Brettlein!» pflegte meine Mutter verzweifelnden Kleinbubenhüterinnen anzuempfehlen, meist mit Erfolg. Und als die arme, wohnungssuchende Nachbarin ihre Zweifel vorlegte, riet

sie dringend zu der, wenn noch so entlegenen Wohnung mit Sonne und einem Gemüsegärtchen, worin der Mann und die Kinder so gerne schaffen. Der Dame aber, die wieder einmal nach einer besseren Erzieherin für ihr verwöhntes Töchterlein ausschaute, wurde angedeutet, daß die Kleine wohl desto eher gedeihen könnte, je weniger dienstbare Geister um sie herum aufwarteten: «Die beste Erzieherin, die ich kenne, und die jeder haben kann, wenn er will, heißt — Frau Arbeit.»

Auf die Ur- und Grundberufe der Menschheit also greifen diese mütterlichen Ratschläge zurück: Handwerk, Landbau, Hauswirtschaft, und diese sind es, wozu die meisten Menschen auch heute noch eine heimliche Liebe haben. In welchen Momenten machen uns denn unsere Kleinen den glücklichsten Eindruck? Ist es nicht dann, wenn sie im Garten etwas haben pflanzen oder noch lieber ernten dürfen, wenn sie in einem Stall herumwirtschaften, der Bub, wenn er aus Vaters Werkzeugkasten etwas herausstibitzte, womit sich ein Gerät, ein Schifflein oder Wägelchen zimmern läßt — das Schwesterchen, wenn es kleine Kinder oder Katzen oder Puppen füttert und pflegt, aufputzt oder beschulmeistert.

So tief sitzen jene alten Instinkte, daß sie bei unsern Kindern immer wieder zum Vorschein kommen, auch wo man sie durch die Verhältnisse längst verdrängt glaubt. Es wäre interessant, einmal festzustellen, wie viele Kinder, Buben und Mädchen, nicht eine Zeit erlebt haben, da sie Bauern und Handwerker werden wollten. Meist speist man sie solange mit einem Lächeln ab, bis der Wunsch erlischt, statt daß man ihn zum mindesten ebenso ernst ins Auge faßt, wie andere elterliche Zukunftsträume. — Einem Professorensohn, der einige Wochen in die französische Schweiz sollte, sprach man von einem Pfarrers- oder Doktorhause. «Was soll ich denn mit einem Herrn Pfarrer oder mit der Frau Doktor machen?» fragte er ängstlich. Eine Landwirtsfamilie willigte ein, ihn aufzunehmen. «Ja, dann geh' ich gleich», erklärte er erleichtert, als ob er bei den ebenso Unbekannten eine sichere Heimat in Aussicht hätte: «Jetzt weiß ich doch, was man mit den Leuten anfangen kann.»

Deutlich sieht man aus diesem Beispiel, was die Grundlage eines richtigen Verhältnisses zur Jugend, ja eines eigentlichen Heimatsgefühls bildet: die Möglichkeit einer gemeinsamen Arbeit von Erwachsenen und Kindern.

Daß die Gelegenheit dazu heute in so vielen Familien fehlt oder doch erst mühsam gesucht werden muß, dies ist eben ein, wenn nicht der Hauptgrund jener so oft beklagten Untüchtigkeit und Unlust der Jugend zur Handarbeit, eine Grundursache überhaupt der Erziehungskalamitäten unserer Zeit. Solcher gemeinsamen, Werte schaffenden und darum interessanten Arbeiten gab es die Fülle in jener Epoche, da die Familie noch Produktionsgemeinschaft war, als zu jeder, auch zur Stadthaushaltung, noch ein Stücklein Land und Vieh gehörte, da die Väter noch im Hause herumwerkten, die Mütter spannen und woben, buken und schlachteten und ins Speckkämmerlein hängten, Obst dörrten und «Lichter zogen». Wie viel interessanter war es doch, Tiere zu füttern, als bloß einen Abfallkübel, Birnen von den Bäumen, als bloß Staub von den Möbeln zu nehmen, das Brot aus dem Ofen, als bloß im «Lebensmittel» zu holen, mit Hilfe des Vaters ein Gerät auszubessern oder zu schnitzeln, als es im Laden fertig zu kaufen.

Während der Kriegszeit konnte man sich etwa in das entschwundene Idyll zurückdenken, wenn man mit Magd und Kind und Kegel Äpfel stückelnd um den großen Tisch saß, während eines etwas vorlas und jedes der Kinder eifrig zur Seite schielte, ob etwa des Bruders Haufe größer werde als sein eigener. Am ehesten hat sich die lebendige Anregung und Übertragung der Arbeitstüchtigkeit noch erhalten im Bauernstand, wo es wohl nur der auskömmlicheren Aussichten bedarf, um den Nachwuchs wieder mehr an die Scholle zu fesseln. In der Stadt aber, vom seltener werdenden Kleinhandwerk abgesehen, kann der Vater, dessen Beruf sich meist außer dem Hause abspielt, seine Kinder zur Handfertigkeit kaum mehr anleiten.

Aufgabe der Schule also wäre es, den Vater zu ersetzen als den ursprünglichen Erzieher zu Landbau oder Handwerk. Stellt sich doch als eine Hauptforderung der Zukunftskultur immer deutlicher heraus: Jeder Mensch sollte zuerst die Gelegenheit haben, in einem Grundberufe: Landbau, Handwerk oder Hauswirtschaft — soweit heimisch zu werden, daß er beherrscht, was in einfachsten Verhältnissen (in zukünftigen sozialen Zuständen viel mehr noch als in den gegenwärtigen) gebraucht wird. Erst von dieser

allgemeinen Stufe aus, auf der dann viele bleiben und sich noch eigentlich ausbilden werden, müsste sich der Übergang und die Vorbereitung zu den spezialisierten Berufen vollziehen. — Daß die Handfertigkeitskurse allmählich Fuß fassen, begrüßen wir mit Genugtuung. So eindringlich aber auch der Ruf nach der «Arbeitsschule» da und dort erhoben wird, steht man darin noch in den allerbescheidensten Anfängen. Wir haben uns von den Amerikanern weit überflügeln lassen, welche die auf der Handarbeit fußenden Erziehungsgrundsätze Pestalozzis und Fröbels überall praktisch erproben und weitergeführt haben bis zu dem, die Handarbeit in den Mittelpunkt der Erziehung stellenden, den Gang der Menschheitsentwicklung in der Erziehung des Einzelnen wiederholenden Systeme von Dewey. (Vergleiche A. Papst: «Praktische Erziehung», Sammlung Wissenschaft und Bildung, Nr. 28). — Da das Arbeiten im schöpferischen Sinne bei unsern Kindern zu wenig angeregt wird, dürfen wir uns nicht verwundern, wenn der Tätigkeitsdrang bei ihnen in zerstörender Weise zum Ausdruck kommt. Wer keine Pflanzen säen darf, muß sie doch wenigstens ausreißen; wer einen Gartenhag nicht herstellen kann, begnügt sich damit, ihn zu demolieren! Daß das im Grunde Äußerungen desselben Triebes sind, wird immer noch zu wenig beachtet. Die Schaffenskräfte in ihre natürlichen Bahnen zu lenken, sei des Hauses wie der Schule wichtigste Aufgabe! Ganz von selbst ergibt sich dabei jene von F. Fröbel aufgestellte bekannte Reihenfolge, worin *das Tun*, das Beispiel immer vorangeht. Wir Mütter üben sie seit Jahrtausenden mit der Kinderschar, sind aber eben in der Pädagogik nicht maßgebend, außer etwa bei Pestalozzi und Fröbel. — Aus diesen Gesichtspunkten ergäbe sich für die Schule eine große Umwälzung: für die ersten sechs Jahre Handarbeit als Mittelpunkt des Lehrens; wozu natürlich eine ganz andere Unterrichtsweise in kleinen Arbeitsgruppen, mit Werkstätten und Schulländereien gehört. Vor allem bedingt das eine wesentlich andere Auslese sowohl als Ausbildung der Lehrkräfte der Volksschule! Es würden für diese nur noch Leute in Betracht kommen, die die Liebe zur Jugend, zum Lehren und Zeigen, mit Lust und Geschick zur Handarbeit verbinden. Jetzt werden vorzugsweise jene jungen Leute Lehrer, die an der Handarbeit am wenigsten Freude haben und darum

auch ihre Schüler, wohl ohne sich dessen bewußt zu werden, so beeinflussen. Bei den Aufnahmeprüfungen in die Seminarien sollten nicht diejenigen zuerst in Betracht kommen, die am besten Namen und Zahlen handhaben, sondern jene, die mit Liebe und Geschick ein Häuflein Kinder einen Nachmittag lang zu beschäftigen wüßten. Jedenfalls ist die Note dafür mindestens denen der wissenschaftlichen Fächer gleichzustellen. Die angeborene Gabe wäre dann durch Handarbeitsunterricht am Seminar (obligatorischem, nicht nur gelegentlichem in Ferienkursen) am besten ein ganzes Jahr hindurch, zu entwickeln, wobei jenes sachkundige Verständnis für eine Reihe von Handarbeitsberufen gepflanzt werden könnte, das bei der Berufsberatung viel wertvollere Dienste leisten würde, als die amtlichen Stellen dazu imstande sind, die ja nur über die Bedürfnisse der Volkswirtschaft, aber nicht über die Veranlagung der zu Beratenden Auskunft wissen. Solche Lehrer wären befähigt, die Liebe und Tüchtigkeit für die Handarbeit überhaupt in unserm Volke zu wecken, und dadurch würde sich auch die jetzt so mühsam gesuchte Verbindung mit dem Elternhause ganz von selber herstellen. Denn wie gut wäre dort zu gebrauchen, was der Schüler aus der Arbeitsschule mit heimbringt!

Diejenigen Kinder, die kein rechtes Daheim haben und um deretwillen man heute in Versuchung kommt, den Unterricht länger auszudehnen, als es zu Lernzwecken nötig ist, würden sich in der zum Lernen nicht unbedingt erforderlichen Zeit viel besser in Gartenland und Werkstätten unter Anleitung beschäftigen, wo sie Nützliches zuwege brächten und dabei der so nötigen Abwechslung für Geist und Körper genössen. Statt die, durch die große Schülerzahl ohnehin verwässerten Lehrstunden zum Schaden des Lehrers und des Schülers immer zu vermehren, sollte man die beiden Zwecke: Lehr- und Bewahranstalt aufs reinlichste voneinander scheiden, wodurch auch jene Eltern zu ihrem Rechte kämen, die mit ihren Kindern daheim recht vieles anzufangen wüßten, was für sie, die Familie und das ganze Volk gut wäre, wenn man ihnen nur mehr Zeit dafür einräumte.

Heute wird in den Städten der erste Handarbeitsunterricht meist den Müttern überlassen, die aber dafür, außer etwa den speziell weiblichen Arbeiten, zu wenig vorgebildet sind.

Am besten ist die Mutter des Mittelstandes in der Lage, ihre Kinder mitarbeiten zu lassen, sie, die die Geschäfte des Haushaltes allein ausführt oder doch dem Dienstboten wesentliche Hilfe leisten muß, besonders wenn sie noch einen Gemüsegarten und etwas Kleinvieh zu besorgen hat, also einen Rest der alten Tätigkeitsfülle der ehemaligen Produktionsgesellschaft, was für die Kinderzucht ungemein wertvoll ist. Freilich muß man der Jugend nicht nur das Jäten, sondern auch etwas interessantere Gartenarbeit gönnen. Außer den bäuerlichen Verhältnissen gibt also der kleinbürgerliche Haushalt noch die beste Gewähr für Ertüchtigung der Kinder, besonders auch der Buben, die durchaus zu den Haushaltsarbeiten heranzuziehen sind. Wie töricht von den Müttern, ihnen die Verachtung der Hausfrauenarbeit anzudressieren, statt dafür zu sorgen, daß nicht die Söhne einmal in der Fremde oder im Militärdienst hilflos dastehen, wenn sie eine Suppe kochen oder eine Treppe kehren sollen oder gar aus Verzweiflung heiraten, nur um nicht ohne Hemdenknöpfe herumzulaufen! — Ebenso wie ihre Brüder, wenn's not tut, den Kochlöffel, dürften die Mädchen allenfalls einmal den Hammer schwingen. Wäre es nicht möglich, auch die Mädchen in den Gebrauch der einfachsten Werkzeuge einzuführen, den Handfertigkeitsunterricht in beschränktem Maße auch ihnen zugute kommen zu lassen? *)

Gar zu hilflos steht die Hausfrau all den Geräten und Maschinen gegenüber, die im Haushalt gebraucht werden. Die Beschäftigung damit, vielleicht eben von der Schule aus angeregt, gäbe eine willkommene Abwechslung für die Kinder, denen sowieso wenig Arbeitsgelegenheit mit produktivem Reize mehr geboten wird. — Desto eher muß man ihnen alles vorführen, was etwa Neues entsteht: Kochen, Sterilisieren,

*) Mancherlei Anregungen sind für die Mütter z. B. aus folgenden Schriften zu holen: Johanna Hipp, «Die Handarbeit der Mädchen». Margot Grupe, «Die neue Nadelarbeit» (Berlin, Albrecht Dürerhaus). E. Benz, «Handarbeiten in Haus und Schule» (nur Klebarbeiten). G. Merki, «Volkszeichenschule», in 10 Heften. Hans Denzer, «Schaffen und Lernen». Ed. Oertli, «Das Arbeitsprinzip im 3. Schuljahr». L. Dröscher, «Kleine Beschäftigungsbücher für Kinderstube und Kindergarten». — Für die Älteren: Rebenstorf, «Physikalisches Experimentierbuch», Nr. 13: Gscheid-Bastian Schmidts Naturwissenschaftliche Schülerbibliothek (z. B. Nr. 12: len, «An der Werkbank»). Von den Flugschriften des Dürerbundes: Nr. 1, 71, 84, 89, 97.

Dörren. Dabei können die Kinder viel früher helfen, als man sie gewöhnlich zuläßt. Die beste Hausfrau und Mutter ist die, die ihrem Kinde zulieb auch einmal etwas Mißratenes riskiert. Ein 10- bis 12 jähriges Kind, Bub oder Mädchen, versteht ein einfachstes Mittagessen sehr wohl fertigzubringen. Nur ja nicht immer dreinreden, sondern selber machen lassen, weil sonst das Urhebervergnügen, das Allerwichtigste bei der Sache, nicht zustande kommt. Ebenso kann ein einfaches Kleidungsstück für die Puppe oder das Schwesterlein dem Mädchen nicht früh genug in die Hand gegeben werden. Eine gute und doch so oft falsch, sogar zum Quälen benutzte Gelegenheit für Handarbeiten sind die Geschenke, wobei der Erfindungsgeist frei walten soll. Allerdings darf keine Tante grollen, wenn sie statt des zerbrechlichen Laubsägeschmuckkästchens eine derb gezimmerte Schuhputzkiste, statt des steifen Glückwunsches irgend eine lustige Zeichnung oder ein originelles Plastilinmännchen erhält. Ein Funken Arbeitsfreude, den es wecken durfte, überglänzt auch das einfachste Kindergeschenk und macht es zur Kostbarkeit.

Je besser die Vermögensverhältnisse werden, desto unfruchtbarer pflegt der Boden für die Erziehung zu sein. Sie beschränkt sich hier meistens darauf, daß die Mama oder das «Fräulein» oder beide zusammen verzweifelt alle die komplizierten Einrichtungen des Hauses gegen die Jugend verteidigen. Da ist kein Möbel, in dessen Nähe diese mit gutem Gewissen geduldet würde, geschweige denn, daß Arbeit von Kinderhänden noch irgendwo gebraucht werden könnte. Kein Wunder, daß hier Eltern und Kinder sich immer mehr entfremden: Denn was in aller Welt sollen Erwachsene mit Kindern anfangen, wenn man gar nichts miteinander «zu tun» hat; nur Spielen und Spazierengehen tut's auch nicht. Kein Wunder, daß die Kinder sich meistens zu den Dienstboten mehr hingezogen fühlen, als zu dem Fräulein und den Eltern. — Wenn man sich doch einmal klar machen wollte, daß jede Erziehung verfehlt ist, wo erwachsene Personen nichts zu schaffen haben als die unerwachsenen zu erziehbedienen! Das ist ja eben das Geheimnis der Erziehung, das mit vielem Gerede überall ausgegraben werden will, nur nicht dort, wo es offen zutage liegt: daß Kinder sich nur bei der Arbeit

und durch die Arbeit recht erziehen lassen. Die natürliche und notwendige Beschäftigung läßt sich aber durch eine künstlich ersonnene niemals ersetzen, auch dann nicht, wenn die Mutter selber mit gutem Willen sich dem Kinde «widmet», das heißt sich mit nichts anderem abgibt, als das Kind zu betreuen. Weitaus besser gerät die Überwachung und Anleitung einer Mutter, die daneben selber zu arbeiten hat, nicht übermäßig, aber ganz ernsthaft. Besser als die Ermahnung: «Mütter, widmet Euch Euren Kindern», ist jene andere: «Widmet Euch mit Euren Kindern der Arbeit. Diese besorgt dann das weitere ganz von selbst».

Das Kind selber hat einen viel feinern Sinn dafür, ob eine Arbeit, seine Arbeit etwas nütze oder nicht, als man annimmt. Wahrscheinlich merkt es auch, daß dem Erwachsenen, der ihm Arbeit vorspielt, das wirkliche Interesse für das Resultat derselben fehlt. Was das Kind hervorbringt, soll immer «für etwas sein». Aus diesem Grunde befriedigen die Papierketten und Geflechte der Kindergärten auf die Dauer so wenig. Einen wie viel solideren und aussichtsreicheren Eindruck macht der erste Knopf, den der Hansli oder das Anneli eigenhändig angenäht hat! So viel als möglich sollten schon im Kindergarten und wie viel mehr dann im Hort Arbeiten an Hand genommen werden, deren Nutzen die Kinder einsehen können.

Uns ist natürlich dieser Nutzen nicht die Hauptsache, so gern ihn manche Mutter in den Kauf nähme. Wichtiger ist die Gewöhnung und Übung in der Arbeit, und dann vor allem die Charakterbildung, die fast nirgends einen so selbstverständlichen Platz findet, wie in ihr und durch sie. Die schönste Ermahnung über den Segen der Gewissenhaftigkeit nützt kaum so viel als das Ausbleiben der ersehnten Ernte, wenn die Aussaat verzögert wurde, oder das Mißraten des Gerichtes oder Gerätes, wenn die Maße dafür nicht genau innegehalten wurden. Wenn dagegen etwas gelingt, sogar dem Schwachbegabten besser gelingt, als man gedacht hatte, wie freut man sich da zusammen, wie faßt man neuen Mut zum Schaffen und zum Leben! Und die Hilfe des Stärkern für den Schwächern, wie natürlich ergibt sie sich da! Doch es ist ja anerkannt, daß die Handarbeit eine viel bessere Charakterschule darstellt als die bloß intellektuelle Ausbildung.

Darf die für Mutter und Kinder wohlbemessene Arbeit eine Erzieherin genannt werden und eine Freundin der Jugend, so entwickelt sich die unmäßige und unangepaßte Arbeit zu einem Würgengel der Schaffensfreude, der Jugend und der Mütterlichkeit. Da, wo die Mutter ihre Kinder sich selbst und einem harten Schicksal überlassen muß, um «der Arbeit nachzugehen», da hört überhaupt jede Erziehung auf, ebenso wie dort, wo jene zwar zu Hause bleiben darf, aber in den Schraubstock schlecht bezahlter Heimarbeit gepreßt wird, in die wohl auch noch die Kinder hineingezwungen sind. Ist es wirklich unabwendbares Schicksal für Tausende armer Frauen und Kinder (in der Schweiz sind es etwa 33 000 Ehefrauen, worunter nur die gewerblichen Lohnarbeiterinnen gezählt sind), daß die Arbeit sich ihnen zum Fluche wandelt und den Keim zur Arbeitstüchtigkeit und Arbeitsfreude in den Gemütern ihrer Kinder erstickt? Diesen Kindern die Mütter zurückzugeben, wäre eine der größten Kulturtaten der Menschheitsgeschichte. «Man lernt», erzählt die Fabrikinspektorin Dr. M. Baum in «Fabrikarbeit und Frauenleben», «in den Fabriken sehr bald auf den ersten Blick die verheiratete von der unverheirateten Arbeiterin unterscheiden, an dem besonders abwesenden und verhetzten Gesichtsausdruck, der deutlich anzeigt, wie die Gedanken zu den unversorgten Kindern, zu dem der Arbeit harrenden Haushalte wandern.» — Wie sich eine Mutter wehrt gegen das herannahende Verhängnis der Trennung von ihren Kindern, die in eigener Pflege und Ordnung zu erhalten, ihr die höchste Pflicht scheint, erzählte jüngst der Frauenzentrale der ergreifende Brief einer Arbeitersfrau. — Nicht viel besser geht es der Mutter, die durch Spetten dem Lohn des Gatten nachhelfen muß. «Sie hastet und jagt vom frühen Morgen bis späten Abend», erzählte jüngst M. Tischhauser in ihrem Vortrag «Arbeiterinnenlos»: «Sie steht am Morgen um 5 Uhr auf, macht den Kaffee, nimmt selbst in aller Eile eine Tasse und ein halbes Stücklein Brot, erwischt den Tram und macht irgendwo ein Bureau, ein Treppenhaus, oder Ladenräume. Dann eilt sie nach Hause, kauft unterwegs noch etwas fürs Mittagessen. Daheim findet sie alles noch in größter Unordnung, die Betten ungemacht, das Frühstücksgeschirr noch auf dem Tisch, die Haustreppe ungewischt, kurz, alles harrt auf die ordnenden Hände der Hausfrau. Zuerst kommt das Zimmer

des Zimmerherrn an die Reihe; denn es wäre unmöglich, eine Dreizimmerwohnung zu bewohnen, das beste Zimmer wird mit den besten Möbeln vermietet. — Schnell wird nun das Mittagessen bereitet, der Mann und die Kinder kommen hungrig heim; die Suppe bringt der Achtjährige heim aus der Suppenküche, dazu gibt's Kartoffeln und Rübli. Man ißt natürlich in der Küche, um Arbeit und Zeit zu sparen; denn gleich nach dem Essen muß die Frau als Spettfrau für 2—3 Stunden zu einem ältern Fräulein, das sehr ungern sieht, wenn sie 10 Minuten zu spät kommt. Um 1 Uhr sollte sie dort sein. Das achtjährige Mädchen muß indessen das Geschirr waschen; die Pfannen macht noch rasch die Mutter und dann überläßt sie Mann und Kinder ihrem Schicksal. Todmüde kommt sie um 4, ½ 5 Uhr wieder heim, die Wohnung ist wieder leer, der Mann ist an der Arbeit, die Kinder im Hort. Sie stopft noch schnell einige Löcher, oder (nehmen wir es ihr nicht übel) sie schwatzt ein Viertel- oder ein Halbstündchen mit der Nachbarsfrau. Dann heißt es wieder fort, Bureaux zu machen. Der Vater kommt um 6 Uhr heim. Niemand ist in der Wohnung, überall ist's kalt und ungemütlich; er geht in die Küche, stellt die Suppe über das Feuer, eine Wurst hat er mitgebracht und, wenn's gut geht, hält die Frau noch Kartoffeln für Rösti bereit, die er dann mit kundiger Hand macht. Um 7 Uhr kommen die Kinder heim, decken den einfachen Tisch, und man ißt ohne die Mutter zu Nacht; man stellt ihr den Rest zur Wärme, was bei den Gasherden eine Kunst ist. Nach Tisch sitzen die Kinder herum oder gehen ins Bett, und der Vater bleibt daheim und liest die Zeitung oder geht ins Wirtshaus. Um ½ 10 Uhr kommt die Mutter müde heim, räumt noch was auf, oder sie tut nichts mehr, sondern geht ins Bett. — So geht es Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr.»

Zwar wird geklagt über Mangel an Ordnung, haushälterischem Sinn und Geschick oft auch dort, wo die Frau daheim bleiben darf. Wie viele Arbeiterwohnungen sind aber derart unfreundlich und übersetzt, daß ein Behagen darin nicht aufkommen kann! Und dann muß eben der Sinn dafür, mit Wenigem nicht bloß auszukommen, sondern noch ein Schimmerchen von Liebe und Freude darüber auszugießen, erst geweckt werden. Wenn er der Mutter nicht übermittelt worden, woher soll ihn die Tochter haben? Sie weiß meist ja gar nicht, daß man

es auch anders machen könnte, als sie es tut; sie vermißt nicht die rechte Ordnung, die richtige Zusammensetzung des Essens, das Ausbessern von Wäsche und Kleidern, weil sie es nie anders gesehen hat, meist auch gar nicht zu sehen begehrt. Von dreißig 14- bis 15 jährigen Arbeitertöchtern, erzählte man mir, würden kaum zwei freiwillig lernenshalber in eine Haushaltung eintreten: was man bei ihnen brauche, glauben sie bereits zu können; für sich ziehen sie freie Abende mit Kino, Tanz und dergleichen dem Hausdienst vor. Wenn sie sich zu einem solchen entschließen, dann muß es schon «in einer Villa» sein, während doch ein einfacher Haushalt ihnen viel eher das für sie Notwendige zeigen würde. — Einmal wurden Kurse zum Ausbessern alter Kleider extra für Arbeiterinnen ausgeschrieben; niemand fand sie begehrenswert. Für Kurse zum Neuanfertigen meldeten sich einige wenige; hübsche Sachen machen und Sticken aber hielten ihrer viele für höchst nötig und wünschenswert. Solche Künste allein mochte man nicht übermitteln, wohl mit Unrecht; denn vielleicht hätte sich vom Sticken doch die eine oder andere ins Flicken hinüberlocken lassen. — Es muß gelingen, die Seele des Haushaltes, die Liebe, lebendig zu machen, sonst würden die Arbeiten vielleicht gelernt, aber sehr bald wieder liegen gelassen. Wie das etwa an Hand genommen werden kann, zeigt der (im Zentralblatt des schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins 1918, Nr. 10) geschilderte vielversprechende und dankbar aufgenommene Versuch, einen Mädchenhort genau nach dem Vorbild eines Familienheims einzurichten mit all' den für Haustöchter üblichen Anweisungen und Aufgaben.

Nachdem wir die Gründe betrachtet haben, warum von der Familie und auch von der Schule aus der Tätigkeitstrieb der Kinder zu wenig gepflegt und für die Handarbeit herangezogen wird, wenden wir uns zur Frage: Was kann die Frau tun, oder was kann für sie geschehen, damit sie fähig wird, die Arbeitstüchtigkeit der Jugend zu heben?

Zunächst ist jedenfalls körperliche Tüchtigkeit eine, wenn auch keineswegs die einzige Grundlage der Leistungsfähigkeit. Das erste, was die Frau und Mutter zur Beförderung der Tüchtigkeit des Nachwuchses tun kann, ist: sie sei selber tüchtig! Was nach dieser Richtung getan werden sollte und könnte, haben berufene Vertreter und

Vertreterinnen der Körperpflege ausgeführt. Der Schularzt der Stadt Zürich, Dr. med. Kraft, betonte in seiner Arbeit über «Die gesundheitlichen Verhältnisse der Jugend», daß den vielfach zum Aufsehen mahnenden krankhaften Zuständen hemmende Einflüsse zugrunde lägen, teils der Vererbung, teils ungünstiger Lebensbedingungen. Ohne daß diese bezwungen oder wenigstens eingedämmt würden, sei an einen ernsthaften Erfolg der Ertüchtigungsarbeit nicht zu denken. Den Zugang zum Jugendgarten einer glücklicheren Zukunft sieht man da von Not und Krankheit gesperrt; hoffnungslos scheint es auf den ersten Blick. Und doch ließe sich mit dem einen oder andern dieser «Kindlifresser» auch jetzt schon abfahren, wenn nur genug Leute ernsthaft genug wollten: mit dem Alkoholismus am leichtesten, dann aber auch mit dem Wohnelend, die beide so viel Kinderleid und Schwäche erzeugen.

Es braucht hier nicht wiederholt zu werden, daß es notwendig ist, dem Mädchen wie dem Jüngling einen Vorrat an gut entwickelter Kraft und Gewandtheit mitzugeben, vielleicht einige wohlausgewählte Körperübungen, die Lust, sich in freier Luft und vernünftiger Kleidung zu bewegen, ein paar in Verstand und Willen fest verankerte hygienische Grundbegriffe und Lebensregeln, worunter auch die, sich die Trinksitten der abtretenden Generation mit ihrem Gefolge von Krankheit, Armut, Verbrechen nicht wieder anzugewöhnen.

Wichtig ist vor allem, vielleicht am allerwichtigsten, neben der körperlichen die seelische Widerstandskraft, jener Gesundheitstrotz, der sich nicht von jedem Wehwehlein unterkriegen läßt. Gerade dieser starke Schutzwall der Lebenskraft wird heute von allen Seiten untergraben, am gefährlichsten von Leuten, die sich als Freunde der Jugend gebärden. Wer einen auf Krücken stellt, so lange man noch auf eigenen Füßen stehen kann, erweist sich in seinen Wirkungen als Feind. Es gilt, ihnen zu widerstehen um des eignen Heiles willen, all den tausendfältigen Suggestionen zum Sichgehenlassen, Sicherholenwollen, bevor man sich angestrengt, diese oder jene Linderung oder Stärkung zu erstreben, die in Wirklichkeit eine Schwächung des Willens bedeutet. Wer all' das an sich abgleiten läßt, dem eigenen Gesundheitsgewissen vertrauend, der mag als tüchtiger Mensch wohl auch tüchtige Menschen erziehen. — Merkwürdigerweise gibt es Eltern, die selber gegen scharfen Schicksalswind

sich durchgeschlagen haben, jedoch ihre Kinder vor jedem Lüftlein schützen möchten, Mütter, die ihre Buben und Mädchen durchaus am Schürzenzipfel hängen haben wollen, obgleich sie wissen müssen, wie bald diesen die leere Schürze in den ratlosen Händen bleiben wird. «Wer soll denn Euren Kindern etwas zutrauen,» möchte man ihnen zurufen, «wenn Ihr selber es niemals wagt?» — Tüchtig müssen vor allem unsere Mütter sein; bedeutet doch Mutterschaft leibliche und seelische Widerstandskraft! Wann endlich geben wir jenem falschen Frauenideal endgültig den Abschied, das immer noch in der Männerwelt spukt: die zierliche, mehr oder weniger kokette, bloß in sich selbst verliebte Dame, oder was als Damenersatz in allen Ständen sich breit macht, während es in der Familie bestenfalls eine Lücke bedeutet, manchmal aber auch den Abgrund, der das Wohl aller verschlingt. Wen man nicht selber als Mutter möchte, die soll man seinen Kindern nicht als solche vorsetzen. Dies ist vielleicht ein guter Wertmesser bei der Gattenwahl, der für die Tüchtigkeit der Kinder den Ausschlag gäbe. —

Wenn wir einen tüchtigeren Nachwuchs unseres Volkes haben möchten, dürften wir uns auch den da und dort auftauchenden Vorschlag ernsthaft überlegen: es möchte von Gesetzes wegen von beiden Verlobten ein ärztliches Zeugnis vor dem Eingehen der Ehe verlangt werden, dem wohl zwar nicht verbietende, aber doch vorbeugende Wirkungen zuzuschreiben wären.

Dazu dürften dann auch gleich die Ausweise verlangt werden darüber, ob die künftige Frau und Mutter sich jene allernotwendigsten Kenntnisse und Fertigkeiten in Haushalt und Kinderpflege angeeignet hat, die dazu nötig sind, um ihre Familie gesund zu erhalten. Wie oft hängt das Wohlergehen besonders auch der zukünftigen Generation von diesen Vorbereitungen ab. Und die Mütter bestimmen dann wieder in erster Linie darüber, was als Lebensgewohnheit sich beim Kinde festsetzt und zum guten Teil dessen Schicksal bestimmen wird: ob es sich an regelmäßige Tätigkeit und Ruhe, an einfache zweckmäßige Nahrungsmittel oder verderbliche Genußmittel, an Reinlichkeit und Bewegung, an frische Luft und Sonne, an schöne, harmonische Lebensgenüsse oder an Luxus und Ausschweifung halten wird.

Keinem Knecht gibt der Bauer ein gutes Stück Vieh in die Hände ohne genaue Anweisung. Jedem ahnungslosen jungen Ding aber legt man sein Kindlein auf Geratewohl in die Arme. Dieses kostet eben nichts. Freilich kostet es, sogar auch Geld; man frage nur die Fürsorgebehörden, die nachher das Verpfuschte irgendwie gut (oder auch schlecht) zu machen haben! — Wahrhaftig, bevor nicht der Mensch des Menschen erste Sorge wird, können wir nicht von Menschheitskultur reden.

Es versteht sich, daß auch für die Gelegenheit, sich diese Grundlage weiblicher Tätigkeit anzueignen, gesorgt sein soll. Wird doch eine richtige hauswirtschaftliche Bildung immer mehr als Vorbereitung der Frau für ihre staatsbürgerlichen Pflichten angesehen; wie denn neuerdings der Bund schweizerischer Frauenvereine anregte, man möchte in einer zunächst freiwilligen, später obligatorischen Bürgerinnenprüfung unsere Töchter sich über geeignete Vorbildung auf diesem Gebiete ausweisen lassen. Wie lange und bei jeder Gelegenheit bemüht sich schon der Schweizerische gemeinnützige Frauenverein und andere Gesinnungsgenossinnen für die Verbreitung und das Obligatorium der Mädchenfortbildungsschule mit hauswirtschaftlichem Unterricht!

Bei Anlaß der Beratung der Revision der Bundesverfassung im Nationalrat im Februar 1919 führte Nationalrat C. Schmid folgendes aus: «Ich denke ferner an die Ausbildung der Frau als Wirtschafterin im Haushalte. Wie viele junge Töchter schreiten zur Ehe ohne rechtes Verständnis, ohne irgend eine Ausbildung für ihre künftige Aufgabe im Haushalt, und wie viel hängt für das Glück und Wohlergehen der einzelnen Familien und infolgedessen auch der Gesamtheit gerade hievon ab! Hier handelt es sich nicht um eine Sache, die durch eine Revision unserer Bundesverfassung gelöst wird; wohl aber um eine Kleinarbeit, die von allergrößter Wichtigkeit für das ganze Land ist, von einer Wichtigkeit, die vielleicht nicht zurücktritt gegenüber der Frage der Wahlberechtigung der Frauen.»

Bei allen diesen Bestrebungen müßte besonderes Gewicht darauf gelegt werden, daß die künftigen Mütter ihre Kinder nicht nur pflegen können, sondern auch zur Arbeit anzuhalten wüßten. Bei allem Mädchenunterricht ist überhaupt immer das Weitergeben an die folgende Generation im Auge zu behalten. Ge-

rade deshalb wäre es sehr zu begrüßen, wenn das mütterliche, das elterliche Element unter den Lehrkräften, das eigene Erfahrungen mit Kindern mitzuteilen weiß, noch mehr zur Geltung käme.

Ebenso wie die Anstalten (auch die besten), die Familienerziehung nicht ersetzen können, vermag auch die Haushaltungsschule nicht das zu geben, was sich im Einzelunterricht bei einer wirklich tüchtigen und erzieherisch beanlagten Hausfrau gewinnen läßt. Solchen Frauen sollte, da sie sich um das ganze Volk verdient machen, vom Staate oder von Frauenvereinen für jede ausgebildete «Dienstlehrtochter» eine Prämie ausgerichtet werden, damit sie sich dieser Mühe möglichst oft unterzögen. Ebenso dürften auch Meister und Meisterinnen, die gute Lehrerfolge aufweisen, durch ihre Berufsorganisation irgendwie ausgezeichnet, vielleicht auch der Kundschaft besonders empfohlen werden.

Da ein Mädchen nie ganz sicher sein kann, ob die im eigenen Hause erworbenen Kenntnisse auch anderswo ausreichen, ist zu ihrer Berichtigung und Erweiterung eine Tätigkeit in fremdem Haushalt notwendig, was durch einen Austausch der Haustöchter erreicht werden könnte. Es böte sich dabei auch ganz ungezwungen die heutzutage so oft mangelnde Gelegenheit, daß die Söhne des Hauses künftige Lebensgefährtinnen besser kennen lernen könnten, als dies bei Tanzgelegenheiten möglich ist.

Zu weiterer Ausbildung käme dann erst die Haushaltungsschule in Betracht, die zu erklären hat, warum man die Dinge so und nicht anders macht. Den Zöglingen sollte aber überall noch Gelegenheit gegeben werden, in Krippen, Jugendhorten und dergleichen die hauswirtschaftliche Bildung nach der erzieherischen Richtung hin zu erweitern.

Aber auch der verheirateten Frau muß immer wieder Gelegenheit geboten werden, ihre haushälterischen und erzieherischen Fähigkeiten weiter zu bilden und neuen Anforderungen der Volkswirtschaft und des eigenen Lebens anzupassen. Ist es doch eine Eigentümlichkeit des weiblichen Geschlechtes, mit dem rechten Eifer nur das zu erstreben, was einem im Augenblicke am brennendsten fehlt! Auf Vorrat zu lernen, vermögen die Mädchen gewöhnlich noch weniger als die Jünglinge. Das in den Mädchenschulen Vorgelernte, darauf

muß man sich gefaßt machen, wird nie so fest sitzen, wie das im Hinblick auf das drängende Leben zielbewußt Erfaßte. Darum heißt es immer wieder, praktische Kurse veranstalten, womöglich in Verbindung mit ständigen Beratungstellen, für Haushaltungskunde, Gemüsebau, Kinder- und Krankenpflege, Erziehung, ganz besonders aber auch für alle jene Fertigkeiten, die wieder den Kindern beigebracht werden können, z. B. auch allerlei handwerkliche Tätigkeit. Wie groß das Bedürfnis nach dieser Richtung ist, hat zum Beispiel in Zürich der rege Besuch der von Frauenzentrale, Haushaltungsschule, Zürcher Frauenbildungskursen, vom abstinenten Frauenbund und anderen Vereinen veranstalteten Kurse gezeigt. Da wurden Winke für Küche und Vorratskammer entgegengenommen, praktische Dinge, wie Finken und Kleidungsstücke angefertigt, aber auch mit besonderem Eifer allerlei Spielzeug gebastelt. Väter und Mütter wetteiferten, den Kleinen auf Weihnachten eine Freude zu bereiten. Vielleicht wäre die Freude noch größer, wenn jene die Kinder selber mitarbeiten ließen, worauf immer so viel als möglich hinzuweisen ist. Hoffentlich hat auch die Anregung, daß von Schulen und Frauenvereinen zusammen in den obersten Mädchenklassen das Sterilisieren und Dörren gezeigt werde, Frucht getragen! Alles sei willkommen, was dazu dient, die Familie oder doch einen Teil derselben wieder einmal zur Produktionsgenossenschaft zusammenzuschließen! — Es ist darüber gelacht worden, wenn früher in allen möglichen Familienblättchen wichtige Ratschläge von Tanten erschienen, wie man zum Beispiel aus alten Pantoffeln Staubtuchbehälter und aus Nachthauben Kinderhosen machen könne und was dergleichen Künste mehr sind. Es verrät sich aber in diesen mehr rührenden als rationellen Bestrebungen die unbeschäftigte Schaffenslust und Erfindungsgabe des weiblichen Geistes, die nur auf die richtigen Bahnen gelenkt werden müßte. — Ließe sich wohl zum Beispiel für die Schweiz nicht etwas Entsprechendes schaffen, wie es in Schweden die weit über die Grenzen des Landes hinaus den Jugendpflegern bekannte Stiftung in Nääs bedeutet, wo Lehrer und Erzieher aller Stufen einfache Werkzeuge erstellen lernen!

Wenn wir uns fragen, wer für die Ertüchtigung der Jugend, die mit derjenigen des weiblichen Geschlechtes Hand in Hand gehen muß, eintreten könnte, so scheint es mir, daß

zunächst die Frauen selber daran arbeiten sollten, wie sie es in dieser und jener Hinsicht, zum Beispiel mit dem hauswirtschaftlichen Unterricht, bereits getan haben.*) In durchgreifender Weise wird es erst geschehen können, wenn einmal die Hausfrauen ihre ausgedehnte Berufsorganisation besitzen. Von den Einflüssen, die eine solche auszuüben imstande wäre, seien in diesem Zusammenhange neben der Ergänzung der hausfraulichen Bildung nur noch erwähnt die Einwirkung auf die Produktion, in dem Sinne, daß einfacher und solider, möglichst bodenständiger Ware der Vorzug gegeben würde, wodurch das heimische Handwerk, die Qualitätsarbeit mehr zu Ehren käme.

Erst wenn eine gewisse wirtschaftliche Macht errungen wäre, könnten mit größerem Erfolge als ihn die sozialen Käuferligen bisher erreichten, auch Forderungen erhoben werden, die das Los der Warenproduzenten verbessern würden (insbesondere der Heimarbeiterin) durch Hebung der Löhne und Boykottierung gesundheitsschädlicher Fabrikationszweige. Eine Aufgabe wäre auch, an der Organisation der Heimarbeiterinnen mitzuhelfen, und mit dieser in Verbindung zu treten, um ausbeuterischen Zwischenhandel zu beseitigen.

Besonders wichtige und wertvolle Resultate könnte es bringen, wenn die Organisation städtischer Hausfrauen sich mit den ebenfalls organisierten Landfrauen in Verbindung setzen und diesen die Abgabe ihrer Erzeugnisse erleichtern könnte, wodurch zugleich an der Hebung des Bauernstandes gearbeitet würde, wie dies bereits in Österreich, Deutschland, den Niederlanden, Belgien geschieht, wo in den Statuten direkt die Verhütung der Landflucht genannt wird, die auch uns als ein wichtiges Ziel erscheint, das sicher ohne erhöhte weibliche Mitarbeit nicht zu erreichen ist.

Für die Kinder beider Stände wäre es von großem Vorteil, wenn sich hiebei Beziehungen anknüpfen ließen, die vielleicht zum gegenseitigen Austausch von Stadt- und Landnachwuchs führen könnten, zum Beispiel in der Weise, daß Landkinder zu Lernzwecken in die Stadt kämen, während Stadt-

*) Vgl. «Das hauswirtschaftliche Bildungswesen in der deutschen Schweiz», von Emma Coradi-Stahl.

kindern Ferienaufenthalt angeboten würde im Sinne aber eigentlichen Mitlebens und Mitarbeitens, nicht der bloßen «Kur». Es gäbe dies Gelegenheit, sich in den Landwirtsberuf einführen zu lassen für diejenigen, die dazu Lust und Anlage zeigen.

Auch eine Vermittlungsstelle bescheidener ländlichen Wohngelegenheiten für die Ferien ließe sich damit verbinden. Gewinnt doch im Mittelstande der prächtige Brauch immer mehr Boden, im Sommer mit der ganzen Familie, Sack und Pack, ins Freie hinauszuziehen! Das sind für Kinder in jeder Beziehung allergünstigste Gelegenheiten, wenigstens auf ein paar Wochen des Jahres zu der Lebensweise zu gelangen, die für ihr leibliches und geistiges Wohl die zuträglichste wäre, und der sich vielleicht das eine oder andere der Kinder dann dauernd zuwendet. Denn die Notwendigkeit, alle Geschäfte des Haushalts und vielleicht auch eines Gartens in der primitivsten Form und mit einfachsten Mitteln gemeinsam auszuführen, bietet unendliche Anregungen und nützliche Übungen, so daß dieses fröhliche Ferienspiel als ganz ernsthafte Förderung der Leistungsfähigkeit sich erweist. Aus eigener Erfahrung kann ich bezeugen, daß in diesen wenigen Wochen im kleinen Bauernhäuschen, wo die Kinder ganz allein die Heinzelmänner spielen, jeweilen ein ganzer Schatz von Kenntnissen und Fertigkeiten, aber auch an Frohsinn und Zusammengehörigkeitsgefühl angesammelt wird.

Berühren wir zum Schlusse die Frage, was wir Frauen in dieser Hinsicht vom Staat wünschen könnten, und wozu wir unsern künftigen bürgerlichen Einfluß benutzen sollen! Jedenfalls werden wir mithelfen, die ja bereits begonnene Umwälzung des Rechtsstaates zum Fürsorgestaat zu befördern. Ist es doch gerade dieser, der mit den Neigungen unseres Geschlechtes am meisten übereinstimmt! Unserer Meinung nach müßte sich diese Fürsorge noch weit ausgedehnter und durchgreifender als bisher auf die gesundheitlichen Verhältnisse, besonders die vorbeugenden Maßnahmen erstrecken. Immer ist die Ertüchtigung unserer Jugend als Ziel ins Auge zu fassen, und als ein Hauptmittel die Beseitigung oder doch Einschränkung der sexuellen, alkoholischen und tuberkulösen Ansteckungsgefahr. — Von den sozialen Reformen läge uns wohl kaum eine mehr am Herzen, als die Rückgabe der Arbeiterfrau an ihre

Familie, wenn auch zunächst vielleicht nur durch Einführung der Halbtagsschicht, ebenso die Sanierung der Heimarbeit mit staatlicher Hilfe. Durch das Obligatorium des hauswirtschaftlichen Unterrichts für alle Mädchen müßte dann auch die ihrer Familie erhaltene Arbeiterin in Stand gesetzt werden, dieses zu einem Heim zu machen, in dem Kinder gedeihen und arbeiten lernen.

Eine Hauptgrundlage dafür wäre durch geeignete Wohnungsfürsorge des Staates geschaffen, der durch Erleichterung des Verkehrs den Auszug zum Beispiel von Fabrikbetrieben in die ländliche Umgebung befödern könnte.

Solche Kleinsiedelungen, die sich mehr oder weniger der eigentlichen Gartenstadt annähern, und die der Arbeiterfrau Gelegenheit böten, den Ausfall ihres Lohnes einigermaßen durch Garten- und Kleinviehertrag zu decken, müssen von Staat und Privatgesellschaften in großzügiger Weise an Hand genommen werden, unter einheitlicher Verwertung aller praktischen Erfahrungen, so daß nicht jeder einzelne seinen eigenen «Lehrpletz» machen muß. Das wäre ein Segen, nicht nur für die Volkswirtschaft, sondern vor allem für das Gedeihen der Familie und der Jugend, die aus der dunklen Gasse hervorgeholt, in Sonnenlicht und froher Arbeit gesunden und wieder in die Heimatliebe hineinwachsen könnte, die so vielen von ihnen verloren gegangen ist.

In solche Siedelungen mit ihren gesunden und leicht überschaubaren Verhältnissen ließen sich dann wohl auch fürsorgebedürftige Kinder oder Dienstlehrtöchter in besonders geeigneten Familien unterbringen, auch jene jungen Leute, die sich draußen, aber nicht in der Stadt zu halten vermögen und die deshalb dauernd aufs Land versetzt werden sollten. Ganze Haushaltungen, die auf dem Stadtpflaster zugrunde gingen, könnten emporgebracht werden durch ein solches Milieu, durch das bloße Beispiel wohlbestellter Nachbarn. Wie von den «steinernen Gräbern» der städtischen Mietskasernen, die zu vermehren wir uns hüten sollten, der Geruch sittlicher Verwesung ausgeht, so vermöchten solche Siedelungen der Ansteckung zum Guten zu dienen. — Was den «Zug aufs Land» irgend stärken kann, werde sorglichst gepflegt: Schüler- und Familiengärten, Gartenbaukurse und -Schulen, namentlich auch für das weibliche Geschlecht!

Mit dieser Verpflanzung wenigstens eines Teils des städtischen Proletariats in ländliche Verhältnisse dürfte es leider noch gute Weile haben. Inzwischen wäre es aber, wenn nicht die außerordentliche Verkürzung der Arbeitszeit mit großen Gefahren verknüpft sein soll, dringend nötig, in überall zu gründenden Gemeindehäusern neben Gartenbau-, Lese- und Spielgelegenheiten auch Werkstätten für freie Betätigung zu eröffnen, damit Männer und Jugendliche in freien Stunden dort — vielleicht unter Anleitung — einfache Reparaturen und Geräte herstellen könnten. In dieser Richtung wären auch die Jugendhorte auszubauen, als Familienhorte in der erwähnten Art für Mädchen, für Knaben besonders im Sinn der schwedischen Arbeitsstuben, wo seit 1887 viele Tausende von Mädchen und Knaben in nützlichen Handarbeiten (Tischlerei, Schuhflicken, Bürstenbinden, Span- und Bastarbeiten, Kleidermachen, Buchbinden, Korbflechten, Holzschnitzen etc.) unterrichtet und dadurch vor Verwilderung bewahrt werden.

Von der Schulreform war bereits die Rede, der Auflösung der großen Lernklassen in kleine Arbeitsgruppen, der Berücksichtigung des Arbeitsprinzips bei Aufnahme und Ausbildung der künftigen Lehrer.

Ist es wohl undenkbar, daß unsere Rekrutenprüfung oder eine Bürgerprüfung jeweilen nicht nur wissenschaftliche Noten verlangen würde, sondern daß jeder künftige Bürger sich ausweisen müßte, daß im Notfall seiner Hände Arbeit ihm durchs Leben hülfe, daß er sein Stücklein Land zu bebauen imstande wäre, während das weibliche Geschlecht sich ohne Ausnahme auf die Grundlage hauswirtschaftlicher und mütterlicher Tätigkeit stützen könnte? Dadurch würde das menschliche Dasein an sich bereichert und gefestigt und ein jeder für jenen Zustand ausgerüstet, den die Entwicklung der Gegenwart in Aussicht stellt: Keiner muß mehr bei einförmiger Berufsarbeit zur Maschine erstarren. Es ist ihm so viele freie Zeit vergönnt, daß er einen guten Teil davon zur harmonischen Ausbildung verwenden kann, der Bauer und Handwerker, wohl auch die Hausfrau, zur Betätigung geistiger Kräfte, der Schreiber und Kopfmensch zu Landbau und Handwerk. So würden beide Richtungen menschlichen Fleißes wieder gleichwertig, und beide, was das wichtigste ist, wieder mit Lust betont. Dann

erst wird auch der Erziehung zur Arbeit nicht mehr jener üble Beigeschmack anhaften: Du sollst, du mußt lernen, um irgendwie einen andern zu übertrumpfen! Das Gefühl kann wieder erwachen: Ich betreibe dies und das, nicht um zu konkurrieren, sondern um für mich ein ganzer Mensch zu werden, um Dinge zustande zu bringen, die mir und andern Nutzen und Vergnügen bereiten. Das ist die reine schöpferische Werkfreude, unangetastet von Neid und Profitsucht, die zum schönsten gehört, was Menschen empfinden können, und der wir fast nur noch beim Kinde rein begegnen!

Beim Kinde und — beim Künstler. — Da finden sich in den Gesprächen Auguste Rodins (Gesammelt von Paul Gsell, Leipzig 1913) die denkwürdigen Worte: «Heute scheinen fast alle Menschen die Arbeit als eine abscheuliche Notwendigkeit, als eine fluchwürdige Last zu betrachten, während sie als ein Glück für uns, als unsere Daseinsberechtigung aufgefaßt werden müßte.

Übrigens hüte man sich, zu glauben, es wäre immer so gewesen! Die meisten Dinge, die uns aus früherer Zeit geblieben sind: Möbel, Hausgerät, Stoffe, beweisen eine große Gewissenhaftigkeit derer, die sie herstellten. Der Mensch arbeitet gut und schlecht; ich glaube sogar, daß die erste Art ihm mehr zusagt, weil sie seiner Natur mehr entspricht. Aber er hört bald auf die guten, bald auf die schlechten Ratschläge, und gegenwärtig gibt er zweifellos den schlechten den Vorzug.

Und doch, wieviel glücklicher würde die Menschheit sein, wenn die Arbeit, anstatt ein Mittel, das Dasein zu fristen, sein innerster Zweck wäre!

Diese wunderbare Veränderung könnte nur eintreten, wenn alle Menschen das Beispiel der Künstler befolgten oder besser, wenn sie sich selbst in Künstler verwandelten. Denn dieses Wort in seiner umfassendsten Bedeutung bezeichnet für mich alle, die an dem, was sie tun, freudigen Anteil nehmen. Es wäre also zu wünschen, daß es in jedem Beruf Künstler gäbe: Zimmerleute, die glücklich sein müßten, selbst ihre einfachsten Arbeiten künstlerisch auszuführen; Maurer, die Gips und Mörtel mit Liebe zubereiten; Fuhrmänner, die stolz darauf sein müßten, Pferd und Wagen gut zu behandeln und auf die Fußgänger nach Möglichkeit Rück-

sicht zu nehmen. Das gäbe eine wunderbare Gesellschaft, nicht wahr?»

Stellen wir das Werkglück der Jugend, den Traum des Künstlers als ein neues Ziel in die Zukunft hinein! Die Zeit muß kommen, da «Frau Arbeit» nicht mehr als Zuchtmeisterin, als Ausbeuterin in grausamer Maske erscheint und der Menschheit hingestellt wird — die Zeit, da sie ihre wahren Züge enthüllt: das Antlitz einer Mutter, strahlend von Leben, Liebe und Frohsinn.